

五

Brigitte Reimanns autofiktionale Geschichte machte die Tragödie der deutschen Teilung aufs Schmerzlichste erfahrbar. Als das Buch 1963 erschien, wurde es sofort zu einem der meistdiskutierten Bücher – so ungewohnt war die Direktheit, mit der hier ausgesprochen wird, was vor allem die jungen Menschen bewegte. Aber nicht alles war so gedruckt worden, wie es die Autorin ursprünglich geschrieben hatte. Machten ihr zuerst die Prüderie und Gängelung der DDR-Kultureliten zu schaffen, war es später die Erkenntnis über ihre eigenen politischen Fehleinschätzungen: In der vorliegenden Neuausgabe wurden erstmals die jüngst aufgefundene Originalfassung sowie nachträgliche Korrekturen der Autorin berücksichtigt.

Die Geschwister ist das vielleicht beeindruckendste zeitgenössische Buch über die menschlichen Konflikte der deutschen Teilung – eine zeitlose Geschichte über Zugehörigkeit und Individualität, über Loyalität und den Mut, für die eigene Vorstellung von Freiheit und Glück einzustehen.

BRIGITTE REIMANN, geboren 1933 in Burg bei Magdeburg, war seit ihrer ersten Buchveröffentlichung freie Autorin. Mit *Ankunft im Alltag* (1961) gab sie der »Ankunftsliteratur« ihren Namen. Ihr Roman *Die Geschwister* (1963) über die gerade vollzogene deutsche Teilung war eines der meistdiskutierten Bücher jener Zeit.

Mit nur 39 Jahren starb die Autorin an den Folgen ihrer Krebserkrankung in Berlin. Ihre postum erschienenen Tagebücher *Ich bedaure nichts. Mein Weg zur Schriftstellerin* sorgten dank ihres unerbittlichen Blicks für Aufsehen. Reimanns unvollendet gebliebenes letztes Werk *Franziska Linkerhand* gilt als einer der bedeutendsten Romane der deutschen Nachkriegsliteratur.

BRIGITTE REIMANN

DIE GESCHWISTER

ROMAN

Herausgegeben von
Angela Drescher und Nele Holdack

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Ungekürzte Neuausgabe

1

Als ich zur Tür ging, drehte sich alles in mir.

Er sagte: »Das vergesse ich dir nicht.« Er stand gerade und ohne Bewegung mitten im Zimmer, er sagte mit einer kalten, trockenen Stimme: »Das werde ich dir nicht verzeihen.«

Ich fand die Klinke, und draußen im Korridor hielt ich mich eine Weile an der Klinke fest, während ich auf seine Stimme wartete, auf einen Fluch oder darauf, dass er seinen Schuh gegen die Tür warf.

Früher hatte er mit den Schuhen nach mir geworfen, wenn wir uns zankten, oder sogar mit einer Vase, und einmal, als ich ihn auf dem Balkon aussperrte, schlug er mit der Faust in die Glasscheibe. Damals, weit zurück, war er sehr jähzornig, und manchmal fürchtete ich mich vor ihm; jetzt wäre mir sein Jähzorn aber lieber gewesen als diese kalte, trockene Ruhe.

Ein paar Minuten lang blieb ich im Korridor stehen. Durch das offene Fenster sah ich die feuchten Äste des Nussbaums vorm Haus und die krausen Blattspitzen. Im Sommer wölben sich die Zweige dunkelgrün und schwer über die Treppe, und die Blätter ticken ans Fenster, wenn

der Wind geht. Heute ist der Dienstag nach Ostern; die Forsythien sind schon verblüht. Morgen wäre Uli abgereist.

Es blieb still im Zimmer, und schließlich ging ich auf Zehenspitzen zur Küche, auf dem roten Kokosläufer – solange ich zurückdenken kann, liegt ein roter Kokosläufer im Korridor, alle vier oder fünf Jahre ein neuer, nur in den Jahren nach dem Krieg war er schäbig und grau und abgetreten. An den Wänden hängen auch immer noch dieselben Drucke, Liebermann und Leibl; die Landschaften van Goghs, die ich meinen Eltern geschenkt habe, liegen in einer Schreibtischschublade unter alten Schulzeugnissen und den säuberlich abgehefteten Briefen und Postkarten, die wir während unserer Studienzeit schrieben.

In der Küche setzte ich mich auf das Schuhschränkchen, und als ich eine Zigarette anzündete, sah ich, wie meine Hände zitterten.

Ich glaube, ich hatte nicht erwartet, dass Uli so reagieren würde, und ich fragte mich, ob ich überhaupt etwas erwartet oder vorausberechnet hatte, als ich heute Morgen zu Joachim hinüberlief, nur über die Straße, über den gepflasterten Hof und die enge, düstere, mit Messingleisten beschlagene Treppe hinauf. Er wohnt schräg gegenüber, in einem hässlichen Mietshaus, das ein kleiner Geschäftsmann hier am Stadtrand gebaut hat, spekulierend darauf, dass die Stadt sich nach dieser Seite hin ausdehnen würde; der Geschäftsmann hatte sich aber geirrt.

Ich fragte mich nun sogar, warum ich zu Joachim hinübergelaufen war, und während ich auf dem niedrigen Schuhschrank saß und rauchte und misstrauisch meine Hände beobachtete, versuchte ich mir darüber klarzuwerden, was ich für Uli empfand, jetzt, ein Viertel nach acht

Uhr, in der Küche voll Morgensonne ... Die ganze Zeit sah ich sein Gesicht mit dem kräftigen Kinn und mit dicken, schwarzen, flachen Brauenbögen und den hellbraunen Augen, die mit dunkleren Pünktchen wie Rostflecken gesprenkelt sind. Ich bin vierundzwanzig, ein Jahr jünger als er, und durch all die Jahre war mir sein Gesicht nah und vertraut – nur im letzten Jahr, seit den Sommerferien, wenn ich mich recht erinnere, fand ich zuweilen einen Ausdruck von Härte, der mir fremd und quälend unverständlich blieb.

Wenn ich meinen Freunden von ihm erzählte – ach, und sie belächelten meinen zärtlichen Überschwang, ich weiß –, dann sagte ich: Er ist schön, der schönste Junge, den ich kenne. Er ist klug, viel klüger als ich. Er hat sein Abitur mit Auszeichnung gemacht. Er ist der Beste in seiner Seminargruppe. Die Mädchen laufen ihm nach. Er ist stark, ein gewandter Sportler. Er liest viel. Er geht oft ins Konzert. Wir lieben uns.

Sie lachten: Zeig uns mal dein Wunder von einem Bruder.

Uli studierte aber zu der Zeit in R., an der Ostseeküste, und ich besuchte die Kunsthochschule in D., und dazwischen lagen fünfhundert Kilometer Eisenbahnstrecke. Im letzten Jahr prahlte ich nicht mehr so laut mit ihm, ich sagte aber immer noch: Wir lieben uns.

Ich drückte die Zigarette aus. Auf einmal dachte ich, vielleicht liebe ich in Uli nur etwas Vergangenes, halb Vergessenes, Kindheit, die mir die Erinnerung als ein Idyll vorgaukelt, und obgleich ich das Gaukelspiel durchschaue und hundert nüchterne Einwände habe, blicke ich mit einer Art sentimentalern Vergnügens auf den zuckenden

Filmstreifen der Erinnerungen, auf diese Folge kolorierter Genrebildchen:

Blühende Kirschbäume im Garten, der Sandkasten, die roten und gelben blechernen Förmchen; eine mit Efeu bewachsene Mauer, an ihrem Fuß zwischen breitblättrigen, violett blühenden Kletterpflanzen sammeln wir Schneckenhäuser im feuchten, schwarzen Mulm; die Laube im Garten eines Spielkameraden, dessen Namen ich vergessen habe, wir hocken im Heu, spröder Duft, wir rauchen getrocknetes Weinlaub in kurzen indianischen Tonpfeifen; der Balkon, Julihitze, ein blau-weiß gestreifter Sonnenschirm, die grünen Blumenkästen überwuchert von Petunien, es ist Mittag, wir warten auf unseren Vater, der mit dem Fahrrad aus seinem Verlag herüberkommt, wir kennen sein Klingelzeichen, wir winken und schreien; eine Zimmerstrecke in der Nachbarschaft, wo roh zusammengeschlagene Loren auf Schienen um den Holzplatz fahren, und es duftet nach frischem Holz, wir spielen Trapper und Indianer und werfen mit Tomahawks; ein Winterabend, meine Mutter, rundlich und schwarzhaarig, sitzt im Korbessel vor ihrem Nähtischchen und liest Andersens Märchen vor, hinter dem Fenster fällt die Dämmerung, es schneit ...

Und immer war Uli dabei. Später konnten wir Andersens Märchen selbst lesen, gemeinsam, auf einer Fußbank dicht aneinandergerückt, und wir sahen die kleine Seejungfrau mit ihrem im Wasser treibenden langen Haar und rosigen Muscheln um den Hals und die chinesische Nachtigall und den Kaiser mit unendlich langen Fingernägeln und einem dünnen gelben Schnurrbart, der ihm bis auf die Brust hängt. Und noch viel später lasen wir »Jimmy Hig-

gins« und weinten, und wir lasen Gladkows »Zement« und das »Siebte Kreuz« und die »Räuber« und Stendhals »Rot und Schwarz« – immer gemeinsam, immer von den gleichen Gedanken, den gleichen Gefühlen bewegt. Und ganz zuletzt, es war im Jahre 1956, stritten wir erbittert über die »Sonnenfinsternis« des Renegaten Koestler, und danach schien es mir zuweilen, als sei Uli nicht wieder aus dem Schatten der Sonnenfinsternis herausgetreten, während ich längst zu Gleb Tschumalow zurückgekehrt war und zu Dascha und Tschibis.

Vom Krieg weiß ich nichts mehr außer dem dumpfen Brummen der Bomberpulks und weißen Scheinwerferbahnen vor dem Nachthimmel. Wir schliefen oft im Keller, Uli und ich auf einer Pritsche, und morgens sammelten wir die Silberpapierstreifen, die von den Amerikanern abgeworfen wurden. Manchmal war der Himmel rot. Zu den Kindergeburtstagen gab es nicht mehr Erdbeeren und Schlag-Sahne und nicht einmal die ulkigen schokoladebraunen Puddingfische.

Der Kunstverlag, in dem mein Vater arbeitete, wurde als *kriegsunwichtiger Betrieb* geschlossen. Irgendwann brachten wir Vater zum Bahnhof, meine Mutter weinte. Einmal kam eine Jüdin zu uns, um sich zu verabschieden. Sie trug einen gelben Stern auf dem Mantel und hatte krauses Haar, ganz grau, obgleich sie Mutters ehemalige Schulfreundin und noch jung war. Sie sagte, sie sollte nun auch *verschickt* werden, und sie stand unten an der Treppe und weinte.

Meine Mutter ist die Tochter eines Schuhfabrikanten, sie verkehrte in den Häusern der reichen jüdischen Familien in unserer Stadt, auch während der Nazizeit, auch als die Fabriken dieser Familien *arisiert* wurden und als es eine

Schande war, in die Wohnung eines Juden zu gehen. Meine Mutter war ganz unpolitisch. Auch mein Vater war unpolitisch, er ging aber nicht mehr zu den jüdischen Bekannten; er verachtete die Nazis und nannte Hitler einen Emporkömmling, jedoch war er ein vorsichtiger Mann und hatte Familie ... Das alles habe ich erst lange nach dem Krieg erfahren oder aus Bruchstücken von Gesprächen zusammengesetzt. Wir waren ja noch klein; nur der Älteste, Konrad, trug mittwochs und sonnabends das braune Hemd der Hitlerjugend; er ging dann zum *Dienst*.

An einem Abend – es muss Anfang 1945 gewesen sein – ist nebenan ein fremder Soldat. Uli äugt durchs Schlüsselloch, er sagt: Bloß Gefreiter. Wir kauern in unseren Kinderbetten. Drüben spielt das Radio, und plötzlich ist die Musik weg, und wir hören die vier dumpfen Paukenschläge (man kennt das, und man kennt das Getue der Erwachsenen: Warum stehen die Kinder hier noch rum? Bringt doch die Kinder ins Bett!), die vier Paukenschläge und »Germany calling ...« Uli, der dem Ältesten öfter Vokabeln abhören darf, sagt: Germany heißt Deutschland.

Endlich geht der fremde Soldat weg. Er ist aber kein Soldat mehr, er trägt einen Anzug von unserem Vater. (Und ich bin nicht sicher, dass meine gutherzige, unvorsichtige Mutter damals wusste, was sie tat. Ich habe sie nie danach gefragt. Wahrscheinlich hat sie selbst den fremden Soldaten vergessen, der bloß Gefreiter war.)

Ein sonniger Nachmittag: Wir fangen flinke, langgeschwänzte Kaulquappen in einem Tümpel nahe der Bahnlinie. Ein Eisenbahner hastet vorbei. Schert euch nach Haus, die Russen kommen. Wir rennen. Im Fenster vom Kinderzimmer hängt schon ein weißes Bettlaken.

Uli und ich hocken auf der Treppe, eng umschlungen. Wir werden zusammen sterben.

Kein Schuss fällt. Durch die Straßen rasseln Panzer, T 34, sagt der Älteste; er hat im Garten einen Dolch vergraben, auf dem steht: BLUT UND EHRE. Die ganze Nacht jagen Panjewagen vorbei, die Pferde traben in hochbogigen hölzernen Geschirren. Am nächsten Tag werden russische Offiziere bei uns einquartiert. Konrad geht stumm und finster durchs Haus. Mutter schläft bei uns im Kinderzimmer. Die Offiziere bleiben Wochen, Monate, ein halbes Jahr ...

Am liebsten mögen wir den Oberleutnant Wassili Iwanowitsch. Er ist blond und mager, und wenn er lacht, fallen ihm die Haarsträhnen ins Gesicht. Er lernt bei uns Deutsch, und dafür bringt er Speck und Weißbrot in die Küche. Manchmal zündet er auf dem Wäscheplatz ein Holzfeuer an und brät Schaschlik – Hammelfleisch und Tomaten und Zwiebelscheiben am Spieß –, und wir sitzen mit tränenenden Augen im Rauch und werfen die heißen Fleischstücke von einer hohlen Hand in die andere. Wassili hat jeden Abend Gäste. Irgendjemand spielt Ziehharmonika, stundenlang dieselbe eintönige Melodie. Wenn Wassili betrunken ist, tanzt er Hopak, und die Dielenbretter dröhnen.

Vor Grischa, der in Vaters Arbeitszimmer wohnt, haben wir Angst. Sonntags sitzt er, nur mit seiner olivgrünen Stiefelhose bekleidet, auf dem umgestürzten Kleiderschrank, den Gott weiß wer auf das Stiefmütterchenbeet im Vorgarten geschleppt hat. Grischa hat einen schwarzen Schnauzbart und schwere Augenlider, er sitzt da, raucht Pfeife, schweigt, raucht und starrt uns feindselig an. Ein-

mal, in der Küche, erzählt Wassili: Die Faschisten haben Grigoris Frau erschossen. Sie haben seinen kleinen Sohn erschossen ... Meine Mutter wird blass, wenn sie Grischa begegnet.

Im Winter fährt Wassili fort, zurück nach Kiew. Er wird wieder als Ingenieur arbeiten.

Wir haben Hunger. Meine Mutter verkauft Schmuck und Bettwäsche und die Porzellanfigürchen aus dem Glaschrank. Sie zeigt uns die gekreuzten blauen Schwerter: Meißener. Das hat euer Großvater gesammelt. Wenn er wüsste ... Sie hat kein Talent zum Geschäftemachen; sie bringt ein Beutelchen Korn mit, ein Brot, einen Rucksack voll Kartoffeln.

Sommerferien. Ein Stoppelfeld, über dem die Luft zittert, Sonne, Staub, der strohige Geruch. Wir lesen Ähren, barfuß und gebückt, und wenn niemand ringsum zu sehen ist, rupfen wir Halme aus den aufgestellten Mandeln ... Zu Haus, im Speisezimmer, ist es kühl, durch die Spalten der Jalousie fließt rotes Abendlicht. Auf dem Tisch liegt ein Damasttuch, wir essen mit silbernen Löffeln: grobe braune Pferdebohnen. Uli sagt: Mach mal die Augen zu. Er hat mir rasch ein paar Löffel voll Bohnen auf den Teller geschaufelt. Du bist ein Mädchen, du bist doch schwächer. Später lege ich eine Scheibe trocken Brot unter sein Kopfkissen. Du bist ein Junge, Jungs essen mehr.

Wenn Schnee fällt, tragen wir, einen über den anderen Tag abwechselnd, dasselbe Paar Schistiefel.

Eine Nacht im Juni: Wir warten im Bahnhofspark, die Büsche glänzen lackgrün unter einer im Wind schaukelnden Lampe. Ich halte Ulis Hand fest, als der dünne, schüchterne Mann auf uns zukommt. Er umarmt uns, über

sein Gesicht laufen Tränen. Ein Fremder in zerlumpter Uniform, der beim Sprechen mit der Zunge anstößt; nun soll man also »Vati« zu ihm sagen – er hat aber nichts zu tun mit dem jungen Mann, der uns früher Schokoladenzigarren mitbrachte und aus seinen Klubsesseln einen Wigwam für Winnetou und Mine-Haha baute.

Wir gehen Hand in Hand hinter den Erwachsenen her, wir müssen jetzt zusammenhalten gegen den Heimkehrer. Mutter sagt: Die Kinder wachsen mir einfach über den Kopf. Der Heimkehrer wird sich nun wieder um unsere Erziehung kümmern, er hat vier Jahre lang nur unsere Fotogesichter gekannt, was weiß der schon ...

Neulich fand ich auf dem Boden, in unserer alten Spielzeugtruhe, die Heimkehrerstiefel aus Segeltuch, mit einer dicken Holzsohle, und es fiel mir schwer aufs Herz, dass wir Vater die Jahre nach der Gefangenschaft vergällt haben. Wir waren unserer armen Mutter wirklich über den Kopf gewachsen und fühlten uns nun in unserer dreisten Selbständigkeit bedroht, und der Älteste konnte lange Zeit seinen Blut-und-Ehre-Dolch und den Dienst in der Hitlerjugend nicht vergessen. Vater aber, ein Schreibtischmann, hatte in den Wäldern um Jaroslawl Bäume gefällt und in Kolchosen Kartoffeln gerodet, er hatte in Antifa-Zirkeln gelernt und war Tausende Kilometer durch die Sowjetunion gefahren, und er sagte: Wir haben so viel wiedergutzumachen.

Später wendete sich das Blatt, wir stritten Abend für Abend: Deine Generation ist schuld, ihr habt Hitler gewählt. Du bist schuld.

Ich habe Hitler nicht gewählt, ich war immer gegen die Nazis.

Du hast aber nichts gegen sie getan.

Was konnte ich allein denn tun? Ich musste eben mitmachen.

Es gibt andere, die nicht mitgemacht haben. Aber ihr: die Stellung, die Familie, die Existenz ... Und da soll man noch Respekt vor seinen Eltern haben!

Wir waren unversöhnlich und ohne Mitleid, und schließlich gab es mein Vater auf, sich zu verteidigen. Wir gingen damals in die Oberschule, und die ganze Zeit ernährten und kleideten uns unsere Eltern von ihren lächerlich geringen Löhnen, sie arbeiteten schwer, sie lernten, sie jammerten nicht; über Geld wurde, Gewohnheit aus vergangenen Zeiten, nicht gesprochen.

Meine Mutter, die es früher *nicht nötig* gehabt hatte, lernte Stenographie und Schreibmaschine und wurde Sekretärin. Sie ist heute Sachbearbeiterin beim Rat des Kreises, eine muntere, immer noch schwarzhaarige Frau; man gibt ihr vierzig Jahre, sie ist aber schon fünfzig. Ich habe sie in den letzten Jahren niemals kopfhängerisch oder übel-launig gesehen, befreit von der herdwarmen Beschränkung auf ihren Haushalt.

Der Verlag existierte nicht mehr, für den mein Vater Aufsätze über deutsche Bauten geschrieben und Bildbände zusammengestellt hatte: Tizian und Raffael, Goya, Rembrandt und Frans Hals, ich argwöhne, dass spätestens bei Frans Hals die Malerei für ihn aufhörte. In den wirren, allerlei zweifelhaften Unternehmen so günstigen Nachkriegsjahren war er Vertreter bei einer Firma mit klingendem Namen und ohne Kapital. Nach der Währungsreform ging er als Arbeiter in ein Textilwerk, nahm ein Fernstudium auf, das er als Ingenieur-Ökonom abschloss, und ist

heute Planungsleiter in eben jenem Textilbetrieb. Er ist ein umsichtiger, beweglicher kleiner Herr, der keinen Feierabend kennt und ein halbdutzendmal für seine Verbesserungsvorschläge ausgezeichnet worden ist; er hat häufig Rückenschmerzen und vegetative Störungen und noch ein paar der Krankheiten, die man heute Managerkrankheiten nennt.

Wenn ich abzuwägen versuche, ob wir in den fünfzehn Jahren nach dem Krieg unser Teil geleistet haben, dann scheint es mir, als seien eigentlich Vater und Mutter *uns* über den Kopf gewachsen. Wir haben gegen sie rebelliert, wir haben sie als Kleinbürger und Mitläufer beschimpft – aber was wissen wir schon von unseren Eltern?

Zu dieser Ausgabe

Der Roman »Die Geschwister« erschien erstmals 1963 im Aufbau-Verlag, eine von der Autorin neu durchgesehene Ausgabe 1969 im Verlag Neues Leben.

Die vorliegende ungekürzte Neuausgabe basiert auf der in großen Teilen überlieferten Originalniederschrift der Autorin. Sie wurde im Frühjahr 2022 im Keller des Wohnhauses Liselotte-Herrmann-Straße 20 in Hoyerswerda gefunden, in dem Brigitte Reimann von 1960 bis 1968 gelebt hatte.

Handschriftlich erhalten sind die ersten fünf Kapitel (bis S.82), geschrieben und für jeden Eintrag datiert in einem DIN-A5-Heft, das im Stadtmuseum Hoyerswerda aufbewahrt wird. Ebenfalls dort aufbewahrt werden weitere Teile der Urfassung in Form eines auf dieser Handschrift beruhenden Typoskripts, wie die Passagen zeigen, die sich in beiden Versionen erhalten haben. Das erhaltene Typoskript umfasst 69 Seiten, von denen sich die ersten mit der handschriftlichen Fassung überschneiden; vor allem gehören sie zum Beginn des Romans (S.13–40) und zum Mittelteil (S.74–131), wobei nicht alle Kapitel durchgehend erhalten sind.

Rückgängig gemacht wurden alle Streichungen bzw. Änderungen, die erkennen lassen, dass politisch Missliebigeres geglättet oder der frische Erzählton Reimanns nach damaliger Mode »literarisiert« werden sollte (vgl. Nachwort, S. 201–204).

Die nachträglichen Korrekturen der Autorin von 1969 finden grundsätzlich Berücksichtigung (vgl. Nachwort, S. 207) außer an den wenigen Stellen, wo die Kürzungen zu Verständnisschwierigkeiten führen würden.

Der vorliegende Text wurde in Interpunktion und Orthographie den heutigen Duden-Regeln angepasst, offensichtliche Fehler wurden stillschweigend korrigiert. Hervorhebungen werden kursiv wiedergegeben.

Wir danken dem Stadtmuseum Hoyerswerda, das uns Scans der handschriftlichen Urfassung und des dazugehörigen Typoskripts zur Verfügung stellte, für die freundliche Abdruckgenehmigung der Abbildungen auf S. 195, 200 und 203.

Besonderer Dank gilt Klaus-Peter Möller (Potsdam), der akribisch die nur mühsam zu lesende handschriftliche Fassung entziffert hat. Die Erfassung des Typoskripts besorgte Magdalena Frank (Berlin).

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Aufbau Verlags, Berlin

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2023

1. Auflage 2023

Satz: LVD GmbH, Berlin

Einbandgestaltung: Cosima Schneider

Einbandmaterialien: Leinen: Wicotex Toile Canvas; Papier: Natural
Strong Board von Winter & Company GmbH, Eimeldingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7361-4

www.buechergilde.de